

Reformation und Frühe Neuzeit

Lill, Rudolf: *Die Macht der Päpste*. Verlagsgemeinschaft Topos Plus, Kevelaer 2006, brosch., 237 S.

Jeder mit der inneren Pluralität deutscher Katholizismusforschung oder den komplexen Binnenstrukturen eines außerdeutschen westeuropäischen Katholizismus auch nur annähernd Vertraute wird Rudolf Lills kritische Darstellung über „Die Macht der Päpste“ mit ihrem Plädoyer für einen historisch aufgeklärten, konziliaren Antizentralismus als Elementarisierung eines großen historischen, gerade für die deutsche Konfessionsgeschichte zentralen Themas begrüßen. Dies ganz im Unterschied zu den nicht wenigen Medienvertretern, die im Gefolge oder sogar im Auftrag römischer Selbstdarstellungsstrategien „den“ Papst mit „der“ Kirche identifizieren. Viel hängt davon ab, den Ansatzpunkt von Lills Argumentation nachzuvollziehen. Seine kirchen-, kultur- und mentalitätsgeschichtliche Rekonstruktion des Verhältnisses zwischen Rom und dem historischen Reichtum der Katholizismen ist nicht papst-, sondern zentralismuskritisch. Lill wendet sich nicht gegen die historisch gewachsene, untrennbar mit der abendländischen Kulturgeschichte verbundene Institution des Papsttums, sondern gegen bestimmte aggressive Konzepte seiner Neuerung seit den 1870er Jahren, die er konsequent historisch kontextualisiert. Indem Lill zeigt, wie wirkungsmächtig die „autoritäre Defensive“ (S. 11) der Päpste des 19. Jahrhundert war, wird nicht nur sichtbar, was er „das Jahrhundert päpstlicher Autokratie“ nach 1870 nennt, sondern auch, welche Entwicklungsalternativen der katholischen Kirche durch die rigide Behauptung des päpstlichen Zentralismus verdrängt oder zumindest fatal verzögert worden sind. Damit zielt Lill auf die sozialen Formen und Mentalitäten der „anderen“ katholischen Welt, die, in der Tradition u. a. der gallikanischen Bischöfe, des Josephinismus und der Reichskirche stehend, durch Pluralismus und konziliare Prozesse gekennzeichnet und den Herausforderungen der Moderne gegenüber ebenso offen ist wie im Verhältnis zu den anderen Konfessionen. Für die Milieus und Lebenswelten, in denen auf der Grundlage von Verkündigung, Seelsorge, Caritas und Verbandskatholizismus katholische Identität sich als formative Kraft moderner Kontingenzbewältigung sowie der sozialen Integration bewährte und bis heute bewährt, gilt tatsächlich uneingeschränkt: „Je größer die Macht der Päpste, desto geringer die Freiheit in

der Kirche.“ (S. 11) In der klaren Ablehnung der Papst- als Sieggeschichte und im Abwägen der zeittypischen und überzeitlichen Merkmale des Papsttums steht Lills Überblick daher in einer Linie mit den großen Papstgeschichten des 19. und 20. Jahrhunderts von Ranke bis Horst Fuhrmann.

Die Modernisierungsoffensiven der Päpste seit dem Hochmittelalter beschreibt Lill als ambivalente Mischung aus Rationalisierung, Verinnerlichung und/oder Selbstinszenierung sowie der theologischen und personalpolitischen Durchherrschung. In der erfolgreichen Einführung des Zölibats und der territorialen Verwaltung im Mittelalter, der Verbindung mit Humanismus und Renaissance, schließlich im Integrationsanspruch der Weltkirche in Abgrenzung von der politisch-industriellen Doppelrevolution erkennt er sich wandelnde Strategien der Machtsicherung. Erst spät, im 19. Jahrhundert, und zudem unfreiwillig durch den Verlust des Kirchenstaats im italienischen Risorgimento erfolgte der Wechsel zu der bislang wirkungsmächtigsten Taktik der Päpste, die seither den Verlust an weltlicher und politischer durch geistliche Macht kompensieren – mit geradezu spektakulärem Erfolg, wie zuletzt die medial vermittelte, ganz besonders von jungen Menschen getragene Papsteuphorie beim öffentlichen Sterben Johannes Pauls II. und dem Deutschlandbesuch Benedikt XVI. gezeigt hat. Immer wieder rekurriert Lill auf das II. Vatikanische Konzil und seine gezielte Demontage durch Teile der Hierarchie, die sich durch die loyale Unterstützung päpstlicher Alleinkompetenz zur Interpretation von Glaubens- und Sittenlehren Chancen angesichts einer robusten Personalpolitik Roms ausrechnen. Den „antikonziliaren Denunzianten“ (S. 18) gerade im Umfeld des letzten und des jetzigen Papstes gegenüber ist Lills Kritik schneidend. In ihnen sieht er ein „päpstliche[s] Interpretationsmonopol im Stil der Gegenreformation“ (S. 21) verkörpert, das den ökumenischen Dialog zerstöre und die römische Kirche langfristig auf den Kurs autoritärer Defensive in modernem Gewand festlege.

In sechs Kapiteln gibt Lill einen Überblick zur Papstgeschichte seit dem 15. Jahrhundert, der durch Exkurse zu Schlüsselfragen wie u. a. zur Papstwahl, zur Peterskirche, zum Risorgimento und den Debatten um Pius XII. aufgelockert und durch einen Anhang zusätzlich erschlossen wird, der Kurzbiographien der Päpste und eine Liste der Kardinalstaatssekretäre seit 1800 enthält. Lills italien- und kirchenge-

schichtlichem Interessenschwerpunkt folgend, liegt der Schwerpunkt auf dem 19. und 20. Jahrhundert, ohne dass dadurch die Frühneuzeit gleichermaßen zur Vorgeschichte degradiert wird. Insbesondere die Darstellung der Päpste in der Zeit von Renaissance und Gegenreformation lässt deutlich erkennen, dass Rudolf Lill ein halbes Historikerberufsleben in Italien verbracht hat. Die beiden Kapitel über die „Unfehlbaren Päpste“ von Leo XIII. bis Pius XI. sowie über Pius XII. geben einen guten Einblick in die Auseinandersetzung der katholischen Kirche mit der industriellen, gesellschaftlichen und schließlich totalitären Moderne zwischen „Autoritarismus und Diplomatie“. Mit dem erkennbaren Engagement des Zeitzeugen schreibt Lill über die Chancen und Grenzen des konziliaren Prozesses unter Johannes XXIII. und Paul VI., von dem er die vor allem unter dem Pontifikat Johannes Pauls II. seit 1978 eingeleitete neoautoritäre Wende abgrenzt. Am Ende stehen kritische Reflexionen über die „Aspekte der Restauration“ u. a. im Umgang mit dem Zölibat und der Rolle der Frauen in der Kirche.

Das selbst gesetzte Ziel, „im Sinne des letzten Konzils mehr an die biblischen Ursprünge zu denken, Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden und damit auch die Ökumene zu befördern“ (S. 9), hat Rudolf Lill in seiner kritischen Geschichte der Päpste erreicht, die zugleich eine Art Whig-Geschichte des Katholizismus ist.

Karlsruhe

Rolf-Ulrich Kunze

Bartolomé de Las Casas: Kurzgefaßter Bericht von der Verwüstung der Westindischen Länder (Brevisima relación de la destrucción de las Indias), hrg. von Michael Sievernich. Aus dem Spanischen von Ulrich Kunzmann. Mit einem Nachwort von Hans Magnus Enzensberger, Frankfurt a.M. 2006, Suhrkamp Verlag (Insel Taschenbuch 3162), 247 S., 3–458–34862-X.

Die Entdeckung und Besiedlung der Neuen Welt nach 1492 war eine ethische und religiöse Herausforderung für die Europäer, die hin- und hergerissen waren zwischen dem Wunsch nach Aneignung der Bodenschätze Mittelamerikas und der Karibik auf der einen und einem christlich-moralischen Anspruch nach Bekehrung der Ureinwohner auf der anderen Seite. Dass das Interesse an Gold und an der Ausbeutung der Arbeitskraft der Indianer für die spanischen Eroberer oftmals die Oberhand gewann, geht aus einer Reihe zeitgenössischer Aufzeichnungen hervor. Unter diesen Texten nimmt Bartolomé de Las Casas „Kurzgefaßter Bericht von der Verwüstung der Westindischen Länder“ eine herausragende Stellung ein,

weil der Autor eigene Erfahrungen beschrieb und glaubwürdig erscheint.

Las Casas, wahrscheinlich 1484 in Sevilla geboren, reiste bereits als 18-Jähriger zum ersten Mal nach Mittelamerika. Er lernte dort das „Encomienda“-Wirtschaftssystem kennen, bei dem Indianer als Gegenleistung für Schutz und Unterhalt für spanische Eigentümer arbeiten mussten. Nach seiner Priesterweihe und dem Eintritt in den Dominikanerorden wurde Las Casas zu einem entschiedenen Gegner des „Encomienda“-Systems. Der Schutz der Indios blieb bis zu seinem Tod 1566 die zentrale Lebensaufgabe, der er sich auf zwei Arten widmete. Las Casas bat spanische Herrscher wiederholt und nicht ohne Erfolg um eine Verbesserung der Lebensbedingungen der Indios. Und Las Casas brachte seine Erfahrungen in der Neuen Welt zu Papier. Sein „Kurzgefaßter Bericht“ wurde 1542 vollendet und erschien zehn Jahre später in Sevilla im Druck. Darin nannte er die amerikanischen Ureinwohner die „demütigsten, geduldigsten, friedfertigsten und ruhigsten Menschen“ der Welt, die keinen Streit suchten und danach drängten, an den Sakramenten der Kirche teilzuhaben. Die Spanier hingegen gebärdeten sich wie „blutgierige Wölfe“, die die Indios ausbeuteten und ausrotteten. „Der Grund, warum die Christen so viele und gerade diese [indianischen] Seelen in so unendlich großer Zahl getötet und vernichtet haben, bestand allein darin, dass sie dem Gold als ihrem letzten Ziel nachjagten“ (S. 19). Der Bericht beschreibt Ereignisse, die sich zu Las Casas Lebzeiten an unterschiedlichen Orten wie Neuspanien, dem heutigen Mexiko, und den Inseln Hispaniola und Kuba zugetragen haben sollen. „Im Jahre 1517 wurde Neuspanien entdeckt, und die Entdecker behandelten gleich bei der Entdeckung die Indios auf das schändlichste und brachten etliche um. Im Jahre 1518 zogen jene aus, die sich Christen nennen, um dort zu rauben und zu töten“ (S. 53). Ob man dem Text den Charakter einer Augenzeugenaufzeichnung zusprechen kann, ist umstritten. Der Verf. wollte offensichtlich keine Geschichte der spanischen Kolonisation an sich schreiben, sondern eine Anklageschrift verfassen, in der die Verfehlungen der „christlichen“ Kolonisatoren betont wurden. Wie ein roter Faden zieht sich der Widerspruch zwischen dem, was Las Casas als den Inhalt des Christentums begriff, und dem, wie sich die Spanier in Amerika gebärdeten, durch den Text: „Diejenigen, die dies lesen, mögen um Gottes willen bedenken, was für Taten das sind und ob sie nicht alle Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten übertreffen, die man sich vorstellen kann, ob es nicht gut zu solchen Christen passt, wenn man sie ‚Teufel‘ nennt,